

Odyssee eines Arztes
und Schriftstellers

Alfred Döblin zum 50. Todestag

Wolf Scheller

Am 27. Februar 1933 brannte der Reichstag in Berlin. Einen Tag später verließ Alfred Döblin die Stadt, um der drohenden Verhaftung durch die Gestapo zu entgehen. Sein Exil zunächst in Frankreich und dann in den USA dauerte zwölf Jahre. Am 9. November 1945 kehrte Döblin nach Deutschland zurück und ließ sich in Baden-Baden nieder. Die Jahre, die hinter ihm lagen, waren vom Gefühl des Scheiterns und der Fremdheit geprägt. Mit der englischen Sprache konnte er nichts anfangen. Für die Fortführung seines Arztberufs fehlten ihm die geforderten Englisch-Examina. Bert Brecht skizzierte die resignative Stimmung Döblins im *Arbeitsjournal*: „ich kann nich ‘nen mann in hypnose ersuchen, er soll mir’n wort sagen, das mir für ihn fehlt.“ In Deutschland blieb Döblin, der sich in der französisch besetzten Zone gerne in der Uniform eines Obersten der Besatzungsarmee präsentierte, ein „fremder Gast“. Seine Zeitschrift *Das goldene Tor* stieß kaum auf Interesse, auch sein Lebensbericht *Schicksalsreise* (1949) fand nur wenige Leser.

Dabei fällt auch heute immer wieder auf, wie sperrig sich das Gesamtwerk Döblins gegenüber der Nachwelt verhält. Günter Grass hat sich wiederholt für seinen „Lehrer“ Döblin eingesetzt und einen nach ihm benannten Preis für Nachwuchsautoren gestiftet. Und als aus Anlass des zwanzigsten Todestages von Rainer Werner Fassbinder das filmische Werk des Regisseurs gewürdigt wurde, erinnerte man sich auch an den Millio-

nenerfolg seiner Berlin Alexanderplatz-Adaption. In der Tat wusste Döblin selbst am besten Bescheid über die Schwierigkeiten, jenseits von Franz Biberkopf ein Massenpublikum zu erreichen. „Und wenn man meinen Namen nannte“, schrieb er 1955, zwei Jahre vor seinem Tod, „fügte man Berlin Alexanderplatz hinzu. Aber mein Weg war noch lange nicht beendet.“

Es war dies ein schwerer und mühevoller Gang. Denn Döblin hatte, wie der Germanist Hans Mayer schrieb, „niemals viel Glück mit seinen Editoren, woran er, wie an allem anderen literarischen Missgeschick, auch selbst mitschuldig war“. Das hat sich inzwischen geändert. Der Patmos-Verlag kümmert sich engagiert um das schriftstellerische Werk dieses großen Außenseiters. Dabei werden auch jene Texte publiziert, die Döblin für seine Zeitschrift *Das Goldene Tor* geschrieben hat. Er hatte sich hier als eine Art literarischer Zensor im Auftrag der französischen Besatzungsbehörde um den Qualitätsnachweis vieler Autoren zu kümmern, die als „Verschollene“ oder „Vergessene“ sowohl im Exil als auch in der „inneren Emigration“ ihren Platz hatten. Döblin, der ein sehr genauer Kenner dieser beiden Literaturszenen war, hat sich diese Arbeit nicht leicht gemacht, wenn auch sein Urteil mitunter einem Verriss nahekam. Vor allem aber ging es ihm meistens darum, den einen oder anderen Schriftsteller vor dem Vergessen zu bewahren. Das kam vor allem Autoren zugute, die in der Nazi-Zeit Publikationsverbot hatten wie etwa Jakob

Wassermann, Georg Hermann, Gustav Regler oder Joseph Roth. Andere kannte er aus dem gemeinsamen Exil: Emil Ludwig, Alfred Neumann, Ernst Weiß oder Józef Wittlein (*Das Salz der Erde*). Fritz Heymann, Walter Mehring, Hermann Kesten ... die Liste der von Döblin porträtierten Autoren liest sich wie ein „Who is who“ der Exilliteratur. Scharf, vernichtend war sein Urteil über das Treiben in der Berliner *Dichterkademie*, in deren Reihen Opportunismus und Mittelmäßigkeit ausmachte. Alfred Döblin, bekennendem Juden und Sozialisten, fehlte jedes Verständnis dafür, dass die Weimarer Republik ausgerechnet jene Dichter ehrte, die ihr mit Verachtung begegneten (Stefan George). Dass er selbst einmal zu den ersten Emigranten und nach 1945 auch zu den ersten prominenten Remigranten zählen würde, war ihm damals nicht bewusst. In seiner „Selbstbiographie“ – *Doktor Döblin* (Friedenauer Presse, Berlin) kann man auf wenigen Seiten nachlesen, wie angst- und ahnungslos der Dichter diesen Weg begonnen hat. Der *Doktor Döblin*, niedergelassener Internist und Nervenarzt in Berlin-Kreuzberg, wuchs in einer Welt auf, in der er sich schon als Kind durch den schnöden Weggang des Vaters verwaist und ausgestoßen empfunden hatte. Noch der Vierzigjährige fragt nach der Vaterfigur, zu der er emporblicken möchte, nach einem Gott, der ihn aufnimmt. Doch dann geht Döblin, der Schriftsteller, nach Hause, zur Praxis zurück, klingelt – und es öffnet der Arzt gleichen Namens: „Es soll nicht geredet werden von mir, sondern von Doktor Döblin.“

Schreiben als Selbsttherapie

Doch für Döblin, der schon vor 1917 seinen mit dem Fontane-Preis ausgezeichneten Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun* und das Manuskript zum *Wallenstein* vorweisen konnte, blieb die literarische Arbeit ein Schmerz, der nicht nachlassen wollte. Die Demütigungen des Jahres

1933, als man den Juden Döblin zuerst aus der Dichterkademie, dann auch aus Deutschland verjagte, blieben von diesem Schmerz gezeichnet. „Pardon wurde ihm nicht gegeben“, heißt es bei ihm. „Das persönliche Ich ist nicht zu halten“, schrieb er. „Am persönlichen Ich haftet in jeder Hinsicht der Tod. Das Leben und die Wahrheit ist nur bei der Anonymität.“ Aus Döblins Sicht hatte Freud nichts Wunderbares gebracht. Er, der Doktor für „Nerven- und Gemütsleiden“ aus dem Berliner Osten, versagt sich zeit seines Lebens den Brevieren der Psychoanalyse. Das hinderte ihn nicht, den Wiener Arzt zu dessen Siebzigsten mit einer großen Rede zu ehren. Seine innere Distanz zur Erkenntnistheorie der Psychoanalyse hatte Gründe, die nur mit ihm selbst zu tun hatten. Fürchtete er am Ende, mehr von sich und seinem Inneren preisgeben zu müssen, als er es mit seinen literarischen Arbeiten ohnehin schon getan hatte? Kein Zweifel: Döblin, der Sohn eines Schneidermeisters aus Stettin, hatte den Brotberuf des Arztes aus Überzeugung gewählt, aus seiner inneren Affinität zum Irrationalen, die ihm ein rationales, gesellschaftlich sanktioniertes Korrektiv abverlangte. „Mir ist als Arzt der Dichter meines Namens nur sehr von weitem bekannt. Wenn ich ehrlich sein soll, ist er mir eigentlich gar nicht bekannt ...“ Andererseits: „... tat viel Dienst auf Rettungswachen, Tag und Nacht, fuhr monatelang morgens in ein Privatkrankenhaus, vertrat hier und da. Auf den Treppen, in den leeren Wartestunden schrieb ich, konnte schreiben, wo ich ging und stand.“

Schreiben als Selbsttherapie, als seelischer Ausgleichssport. Es war eigenes Erleben, das er als Material verarbeitete – etwa in dem vierbändigen Erzählwerk *November 1918*. Das galt in gewisser Weise auch für den *Wallenstein*-Roman, dessen Geschichte ihm als Analogie zur Gegenwart erschien. „Mein *Wallenstein* entstand völlig aus der Realität. Ich habe ei-

nen gemeinen Krieg durchgemacht. Das gewöhnlichste und älteste Schicksal habe ich in der modernsten Art dargestellt.“ Die seit Schiller und Ranke gültige Interpretation von Wallenstein als Träger einer Reichsidee gegen den Partikularismus deutscher Fürsten, gegen die bloßen Hausmachtinteressen Habsburgs, wird von Döblin übernommen und verschärft. Mitten im Ersten Weltkrieg, während seiner Militärarztstätigkeit im Elsass und in Lothringen, stellt er sich aber auch die Frage: „Man fragt, wen kümmert der Dreißigjährige Krieg? Ganz meine Meinung. Ich habe mich bisher auch nicht um ihn gekümmert.“ Doch hält Döblin auf Distanz zum Machtmenschen Wallenstein. Am Ende heißt es bei ihm über den Mord in Eger: „Sie konnten an ihm tun, was sie wollten. Das war nicht mehr Wallenstein. Ein gurgelnder Blutstrom war aus dem klaffenden Loch an seiner Brust hervorgestoßen, wie von Dampf brodelnd. Mit ihm war er davon. Wieder eingeschlürft von den dunklen Gewalten. War schon aufgerichtet, gereinigt, getrocknet, gewärmt. Sie hielten ihn murmelnd, die starblinden Augen zuckend, an sich.“

Der Bezug zur Gegenwart ist auffällig. Bei Döblin beginnt Wallenstein eine Militärdiktatur zu errichten. Die Stände, die Kaiser und Reich Steuern verweigert hatten, werden von Offizieren beaufsichtigt. „Ein neuartiges herrisches hartes Wesen trugen all diese Männer zur Schau, die als Offiziere der Armada durch die Städte und Landschaften ritten; gaben an Stolz den eingesessenen Patriziern nicht nach, hatten eine deutliche Nichtachtung gegen die Bürger, ehrten Besitz nicht.“ Doch in der Wallenstein'schen Diktatur ist das Scheitern bereits angelegt, so wie es im Ersten Weltkrieg mit der Militärdiktatur Ludendorffs sichtbar wurde. „Die Dinge aber enthüllen sich. Wallenstein zeigte sein grausiges Gesicht: Ein einiges deutsches Reich, eine einige Knechtung ... Die

Sprache des neuen Herrschers Armut, Entrechtung, Versklavung.“

Döblin, Jahrgang 1878, schöpfte dieses „Material“ aus den Erfahrungen eines Arztes für die kleinen Leute am Berliner Alexanderplatz: aus den Erfahrungen der Revolution von 1918, ihren folgenden Gegenrevolten, vom Kapp-Putsch des Jahres 1920 bis zu Hitlers Marsch auf die Feldherrnhalle im November 1923. Die Republik von Weimar – sie erschien ihm schon frühzeitig als eine Art Totgeburt. „Die Republik war von einem weisen Mann aus dem Ausland ins Heilige Römische Reich gebracht worden; was man mit ihr machen sollte, hatte er nicht gesagt: es war eine Republik ohne Gebrauchsanweisung.“ Das waren prophetische Worte. Am 2. April 1933 schreibt Döblin an seinen Freund Ferdinand Lion: „Es ist da jetzt so eine Sache im Lande. Am 10. Mai ist Autodafé, ich glaube, der Jude meines Namens ist auch dabei, erfreulicherweise nur papieren. So ehrt man uns ...“

Auf der Flucht

Er ist auf der Flucht, sein Weg war noch nicht beendet. Zunächst in die Schweiz, dann nach Paris, quer durch Frankreich über Spanien und Portugal in die USA. Das Exil kann seine literarische Produktion aber nicht unterbrechen. *Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende* fällt in diese Zeit. Später folgt sein historischer *Amazonas*-Roman über die Kolonisierung Südamerikas. „Ich brauch' meine Phantasie nicht anzustrengen, um mir ein Land zu denken, ‚in dem ich am liebsten leben möchte‘ ... Es müsste ein Land sein, das klein genug ist, um frei zu sein. Es könnte nicht Deutschland sein, auch nicht ein krisenfreies Amerika, auch nicht Russland – es müsste ein Land sein, in dem man sich von keiner ‚Entwicklung‘, von keinem ‚Fortschritt‘ mehr etwas verspricht und auch nichts zu versprechen braucht wegen seiner leidlich ausbalancierten Verhältnisse, sondern wo das Dasein gilt.“

Aber im Krieg gilt dieses Dasein nichts. „Während des Krieges schweigen die Muses“ heißt es in einem aphoristischen Aufsatz von 1942/43. „Aber sie sollen nicht schweigen ... Seht, wie man mit Menschen umgeht. Diese bluterstarrende Schurkelei. Die viehische zähnefletschende Idiotin. Die Feigheit der Massen, die sich nicht wehren können.“ In den *Kleinen Schriften* begegnen wir auch zum ersten Mal wieder Döblins Text zum Nürnberger Kriegsverbrecherprozess: „Die Zahl der nicht erschienenen Ankläger beläuft sich auf Millionen. Der Zustand, in dem sie sich befinden, in den sie die vorausgegangenen Umstände gebracht haben, macht ihren Transport unmöglich. Sie liegen waagrecht in ihren Gräbern, nachdem sie erschossen, gehängt, geköpft, zu Tode geknüppelt und vergast sind.“

In Amerika war Döblin zum Katholizismus konvertiert, was manche Kenner seines Werkes nicht erstaunen konnte. In Deutschland, in der kleinen Adenauer-Republik, mochte er sich nicht mehr zu rechtfinden. „Wir hatten in Deutschland nie eine solche politische Situation, rein nationalistisch und unfrei, reaktionär wie jetzt. Die Sozis sind nie und nimmer eine linke Partei. Das alte Bürgertum ist hin. Die Literaten sind Opportunisten, geistig sehr belanglos ...“ In den *Schriften zu Leben und Werk* kann man dann weiter lesen: „Es ist geblieben, wie es war. Ich finde hier keine Luft zum Atmen. Es ist nicht Exil, aber etwas, was daran erinnert. Nicht nur ich, sondern meine Bücher haben es auch erfahren: Im Beginn mit einem wahren Freudenschrei begrüßt, bleiben sie zuletzt verhungert liegen.“ Den zurückgekehrten Emigranten zitierte die „Badische Zeitung“ bereits am 22. Februar 1946: „Und als ich wiederkam, da – kam ich nicht wieder ... Warum kann man nicht nach Hause zurück? Du bist nicht mehr der, der wegging, und du findest das Haus nicht mehr, das du verließest!“ Aber 1947 heißt es bei Döblin hoff-

nungsvoll: „Demokratie, dein Mund heißt Radio!“

Seine letzten Themen sind „Krankheit, Alter, Tod“. Als er am 26. Juni 1957 im Landeskrankenhaus von Emmendingen stirbt, lautet die Diagnose auf Schüttellähmung. Dies war auch die Krankheit seiner Mutter. „Ich halte den Tod, wenn er nicht zu früh kommt, für ein sehr natürliches, uns angepasstes Ereignis. Im Laufe einiger Jahrzehnte haben wir reiflich Zeit, uns mit den Mängeln und Ecken unserer Persönlichkeit zu befassen. Man kennt sich allmählich gründlich und möchte umziehen.“ Das neue Jerusalem – die neue Gesellschaft. Döblins mystische Hingabe an das große Anonyme, an die Elementarkräfte der Natur. Der schwer kranke Dichter hatte sich in den letzten Lebensjahren immer wieder in diese Vorstellungswelt der Violdimensionalität geflüchtet. Es gelingt ihm, mit Kraft, mit Ausdauer der naheliegenden Versuchung zu widerstehen, sich dem eigenen Elend gänzlich auszuliefern. In dem Maße, wie seine Hilflosigkeit wächst, wird aber auch deutlich, dass sich Döblin nicht eintrüben lässt. Die Erlösungsgebärde als Rettungsanker, Döblin am Ende mit Heilserwartungen ausgestattet, die seine Umgebung in Erstaunen versetzten. Es war die Wandlung, die letzte, die der Schriftsteller vollzog – wie Wolfgang Koeppen schrieb: „... ein neuer Auftritt im Großen Welttheater seines Ichs. Das Stichwort war lange schon gefallen: Laufe, lauf, mein Ich, halte dich grad und stramm, sie hatten dich an den Galgen gehängt, bald schmeißen sie dich auf den Damm.“ Und Döblin? An der Endstation seines Weges angelangt? Er hatte keine Antworten, auch für sich selbst nicht – trotz seiner religiösen Konversion. „Ein Mensch hat es leichter als eine Stadt, sich zu ändern, ein Mensch kann leben bleiben, eine Stadt stürzt ein. Bin ich ein verlorener Sohn, der nicht zurückkehren will?“